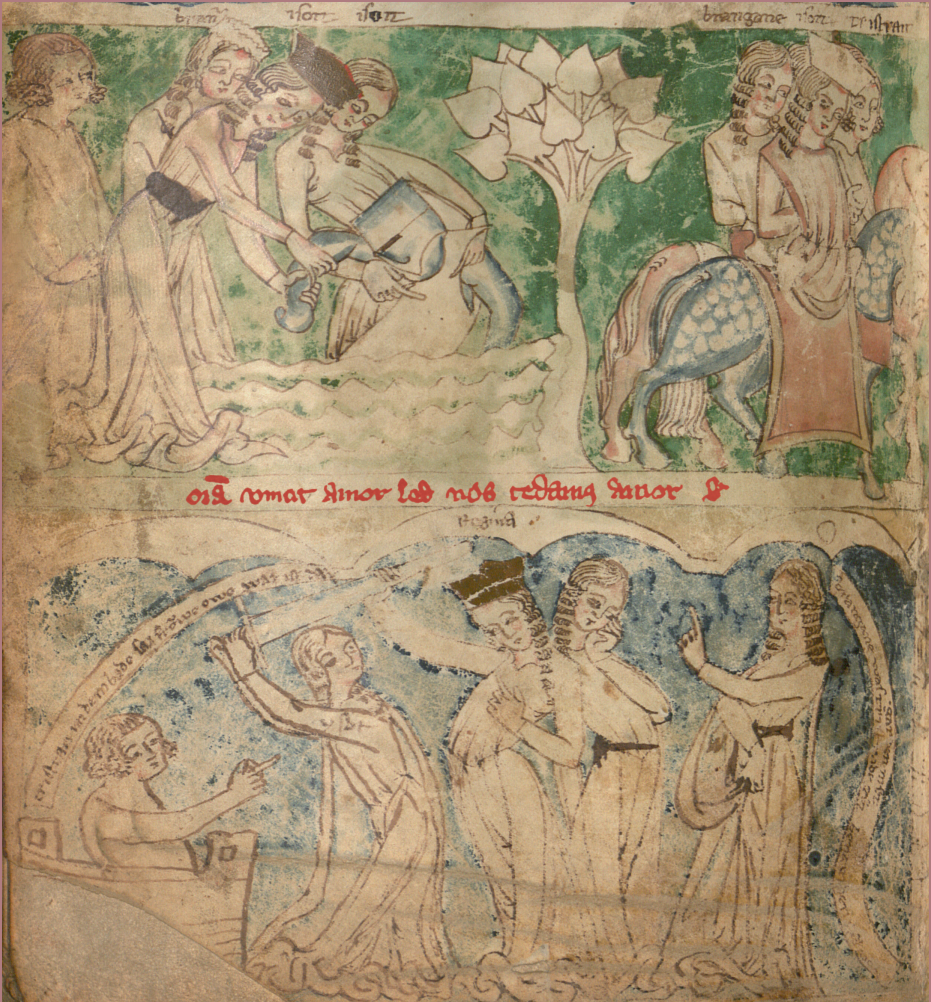


Florian Kragl

Gottfrieds Ironie

Sieben Kapitel
über figurenpsychologischen Realismus im ›Tristan‹

Mit einem Nachspruch zum ›Rosenkavalier‹





Florian Kragl

Gottfrieds Ironie

Sieben Kapitel
über figurenpsychologischen Realismus im ›Tristan‹
Mit einem Nachspruch zum ›Rosenkavalier‹

Schwabe Verlag

Publiziert mit Unterstützung des Universitätsbundes Erlangen-Nürnberg e. V. sowie der Luise Prell Stiftung an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg.



© 2019 Schwabe Verlag Berlin GmbH

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Das Werk einschließlich seiner Teile darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in keiner Form reproduziert oder elektronisch verarbeitet, vervielfältigt, zugänglich gemacht oder verbreitet werden.

Abbildung Umschlag: Bayerische Staatsbibliothek München, Cgm 51, fol. 67^v

Umschlaggestaltung: icona basel gmbh, Basel

Druck: CPI books GmbH, Leck

Gesetzt mit L^AT_EX

Printed in Germany

ISBN Printausgabe 978-3-7574-0016-3

ISBN eBook (PDF) 978-3-7574-0019-4

Das eBook ist seitenidentisch mit der gedruckten Ausgabe und erlaubt Volltextsuche. Zudem sind Inhaltsverzeichnis und Überschriften verlinkt.

rights@schwabeverlag.de

www.schwabeverlag.de

*Den Sommern in Salzburg
und Bad Ischl
den jungen Gästen, den älteren und den alten
und den toten*

Prosa des Dichters: enthält ein beständiges Anderswo. Sein Object ist nie das vorliegende Object sondern die ganze Welt. wie evoziert er dies Ganze?

Hugo von Hofmannsthal, Aufzeichnungen, S. 963f. [Mai 1925]



Ariadnefaden

Dieses Buch gründet in der Überzeugung, dass der ›Tristan‹ Gottfrieds von Straßburg ein guter Text ist. Entzöge man dem Buch diese Prämisse, fiel es in sich zusammen wie ein Kartenhaus. Was in ihm besprochen ist, wäre dann nicht länger eine raffinierte literarische Reflexion – im doppelten Sinne: als quasi-mimetische Spiegelung und als deren kognitive Einhegung –, sondern eine von Fehlern zerfressene, häufig alogische Ereignisfolge, die man, will man sie nicht als gänzlich misslungen abtun, als für uns ›moderne‹ Leser alteritär, als ›vormodern‹ im latent pejorativen Sinne verbuchen müsste.

Die Bedingtheit dieser Janusköpfigkeit durch die aufgesetzte Lesebrille ist unhintergebar. Ich werde auf dieses Dilemma, dem sich kein literaturwissenschaftliches Unterfangen letztgültig zu entziehen weiß und das aber bei Gottfrieds ›Tristan‹ mit besonderer Schärfe hervortritt, in Kapitel VI zu sprechen kommen. Dieses Kapitel möchte man das ›Herz‹ dieser Studie nennen; es stellt den Versuch dar, die Interpretationen der vorstehenden Kapitel, basierend auf einem letzten Analysebeispiel, aus nächsthöherer Warte zu beobachten. Es wird sich dabei (in Kap. VI.3.) – unter anderem – zwei Fragen, einer systematischen und einer methodologischen, zu widmen haben: Wie einen Text literaturwissenschaftlich handhaben, der sich in mancher Hinsicht den konventionellen Techniken der narratologischen Erzählanalyse konsequent verschließt und der doch vielem, wenn nicht sogar allem zu seiner Zeit Verfassten an Griffbarkeit, Plausibilität und Eingängigkeit deutlich voraus ist? Und wie einen Text literarhistorisch verorten, der, vielleicht ganz und gar ›modern‹, seinen Platz in jenem Mittelalter finden muss, das von der germanistisch-medievalistischen Zunft neuerdings wieder (und noch) entschieden auf Distanz gehalten wird? Es versteht sich, dass die mit diesen Fragen umschriebenen Anliegen nicht diskutiert werden können, ohne die Lektürevoraussetzung selbst auf den Prüfstand zu heben, also zu eruieren, welche Lösungen die in diesem Buch formulierten Interpretationsgleichungen lieferten, wenn man ihre Grundvariable anders setzte, und zu bedenken, in welchem theoretischen

Verhältnis literarische Faszination, literaturwissenschaftliche Analytik und literarhistorische Erzählung stehen.

Zunächst aber, für die ersten fünf Kapitel, seien diese systematischen und methodologischen Fähnisse und Abgründe ausgeblendet. Diese Kapitel setzen, in dieser Hinsicht durchaus theoretisch naiv, die oben formulierte Überzeugung lektürepraktisch und textanalytisch um, ohne die Voraussetzung dieser Lektüren zum Gegenstand zu machen. Die Lektüren führen vor, welches Bild von Gottfrieds Roman für jemanden entsteht, der dem primordialen Lektüreeindruck der poetischen Exzellenz dieses Textes interpretatorisch nachgibt. (Mit diesem Lektüreeindruck muss ich mich zum Glück, wie die Rezeptions- und Forschungsgeschichte zeigt, nicht alleine wissen.)

Daraus folgt, dass diese ersten fünf Kapitel nicht anders als suggestiv sein können. Sie üben einen Lektüremodus für den ›Tristan‹ ein, der diesen als einen Text begreift, der auf fast all seinen Ebenen – in erster Linie aber in Handlungsmotivation, Figurenzeichnung, Erzählerrede und rhetorischer Gestaltung – in einer beständigen Absetzbewegung von sich selbst befangen ist. Paradoxerweise sind es just die davon gezeitigten intrinsischen Widersprüche, die maßgeblich zur Stimmigkeit des Textes beitragen; auch sein evident breites Identifikationsangebot wird auf ihnen basieren. Ich nenne diese Gedankenfigur – in Ermangelung eines besseren Begriffs – ›Gottfrieds Ironie‹. Die Begrifflichkeit ist exemplarisch in Kapitel I exponiert; es stellt die überarbeitete Version eines älteren Aufsatzes dar (siehe das Literaturverzeichnis), der sich mit diesem Buch den Obertitel teilt und in dem die hier entwickelten Ideen zuerst angedeutet sind.

Illustriert sei diese Form der Ironie an Szenen des ›Tristan‹, die oft etwas abseits der ausgetretenen Forschungspfade liegen und die je einen thematischen Schwerpunkt des Romans repräsentieren. Es geht um: Ratschluss und Intrige (Kap. I), Sich-Verlieben (Kap. II), Politik und Macht (Kap. III), Vorsehung (Kap. IV) und List (Kap. V). Zugleich steht ein jedes der Kapitel unter einer literaturanalytischen Rubrik. Das erste zur Handlungsmotivation führt in das hier praktizierte Analyseverfahren ein und erklärt dessen Begrifflichkeit. Die weiteren gelten: Komik (Kap. II), Rhetorik (Kap. III), Metaphysik (Kap. IV) und Authentizität (Kap. V). Wie und dass Tristan und Isolde sich ineinander verlieben, ist dem vorläufigen Schluss vorbehalten (Kap. VI, namentlich Kap. VI.2.), der die Quersumme der vorstehenden Kapitel unter dem Stichwort eines ›(figurenpsychologischen) Realismus‹ zieht und diese Summe, wie schon gesagt, zugleich methodisch-theoretisch rahmt und relati-

viert (Kap. VI.3.). Die diesem vorläufigen Schluss vorangestellten Thesen zum Realismus im Sinne einer perennierenden poetischen Kategorie (Kap. VI.1.) weisen deutlich über Gottfrieds Roman hinaus und verstehen sich als der Versuch der Grundlegung einer diachron arbeitenden Realismusforschung.

Die ersten fünf, parallel konzipierten Kapitel können ohne substanziellen Verlust auch einzeln, doch sollten sie nicht ohne einen Blick in die methodisch-theoretischen Passagen von Kapitel VI (also Kap. VI.1. und VI.3.) gelesen werden.

Die Begriffe ›Realismus‹ und ›realistisch‹ sind der ›Tristan‹-Forschung weitgehend fremd, auch wenn sie mitunter Ähnliches mit anderen Worten beschreiben mag. Dass ich, zu einem sehr späten Zeitpunkt meiner bibliographischen Recherche, auf den von der Mediävistik mehr oder minder ignorierten ›Tristan‹-Aufsatz von Käte Hamburger gestoßen bin, hat mich in dem Vorhaben bestärkt, an dieser der Zunft unkonventionellen Begrifflichkeit festzuhalten. Nach einer an den Jubilar der Festschrift adressierten *captatio benevolentiae*, in der die Autorin die Frage nach der Zulässigkeit ihrer ›Tristan‹-Lektüre weg- und aufschiebt, beginnt sie den Aufsatz mit den Worten:

Zulässig also oder nicht – wenn gerade Gottfrieds ›Tristan‹ wie kein anderer Roman des deutschen Mittelalters es erlaubt, ihn jenseits mediävistischer Wissenschaft nicht nur, sondern von einem modernen oder jedenfalls allgemein romanpoetologischen Gesichtspunkt zu betrachten, so beruht das auf dem einzigartigen, nahezu an sich selbst modernen Charakter dieses Epos, nämlich seinem erstaunlichen *R e a l i s m u s*. Ein Realismus, der es erlaubt, ja oftmals aufdrängt, es über die Romankunst der folgenden Jahrhunderte hinweg in einer Beziehung zum realistischen Roman des 19. Jahrhunderts zu sehen. (S. 165)

Zulässig oder nicht: nicht darauf kommt es an, sondern die Bewegungsabläufe zu verstehen, die diesem rezeptionsästhetischen Sprung seine riskante Weite geben, und weshalb just der ›Tristan‹ – nicht oder kaum aber die übrige Literatur seiner Zeit – einen solchen Sprung derart beflügelt. (Wer das nicht glauben mag, hat noch nie ein Seminar zum ›Tristan‹ besucht oder gegeben. Man lernt dabei im Übrigen auch, dass Stürze bei solchen Sprüngen häufig dazugehören.)

Die stoffkonstitutive Liebesgeschichte zwischen Tristan und Isolde fristet in diesem Buch nur ein Schattendasein. Ich wollte und will mir so nicht nur die interpretatorische Freiheit verschaffen, derer der vorliegende Versuch bedarf, zumal diese Liebesgeschichte mit Kontroversen der Forschung schwer belastet ist. (Wenn auf diese Weise bislang zuunrecht links liegen Gelasse-

nes neu oder intensiver als bisher erschlossen wird, wäre dies ein schöner Nebeneffekt.) Den zweiten Handlungsteil meide ich auch deshalb, weil mit Beginn der ehebrecherischen Liebe der Habitus des Textes sich entscheidend ändert, sodass, was in diesem Buch vorwiegend für die erste Handlungshälfte entwickelt ist, für die zweite nur noch bedingt geltend gemacht werden kann. Die poetologischen Schwierigkeiten, die sich an diesem Wendepunkt ergeben, sind Gegenstand von Kapitel VII, das an die Grenzen des in diesem Buch praktizierten und reflektierten Lektüremodus führt.

Statt eines Nachworts stehen einige Gedanken zum ›Rosenkavalier‹. Sie sollen das am ›Tristan‹ Beobachtete in einen weiten literarhistorischen Zusammenhang stellen und zeigen, inwieweit sich hinter dem historisch Spezifischen des gottfriedschen Entwurfs in der hier vorgeschlagenen Lektüre ein universales poetologisches und ästhetisches Prinzip verbirgt.

Eine methodische Notiz noch: Der geneigte Leser wird rasch bemerken, dass dieses Buch mehr von Sachen als von Begriffen handelt. Dahinter steht die an der Sprachphilosophie des 20. Jahrhunderts, vor allem aber an Ludwig Wittgensteins späten ›Philosophischen Untersuchungen‹ geschulte Überzeugung, dass die Sprache und in ihr nicht zuletzt die Wörter von einer unverschämten Unzuverlässigkeit sind, dass Verstehen und Verständigung sich aber über diese basale Problematik doch erstaunlich oft und sozusagen ›spielerisch‹ hinwegzusetzen wissen. Ich wähne mich mit dieser nicht absichtlichen, aber zugegebenen terminologischen Impräzision auch nahe jenem Gegenstand, dessen Beschreibung dieses Buch gilt. Dass diese ›weiche‹ Begrifflichkeit sich nicht zur Verständnishürde auswächst, ist die Hoffnung dessen, der sie verschuldet hat. Wer sich also darauf kaprizieren wollte, in diesem Buch ›Komik‹, ›Humor‹, ›Schwank‹ und ›Unernst‹, ›Pathos‹, ›Tiefsinn‹, ›Bedeutung‹ und ›Ernst‹, ›Schema‹, ›Muster‹, ›Struktur‹ und ›Handlungswollen‹, ›Figur‹, ›Person‹ und ›Charakter‹, ›Ironie‹, ›Bruch‹ und ›Devianz‹, ›Leben‹, ›Wirklichkeit‹ und ›Realität‹ fein säuberlich und situationsübergreifend auseinanderzunehmen, wird sich wahrscheinlich enttäuscht sehen.

Vergleichbares ließe sich zum literarhistorischen Aspekt der Untersuchung sagen. Ich bemühe mich, die am ›Tristan‹ beobachteten Phänomene, die den in diesem Buch praktizierten Lektüreprozess anregen und ermöglichen, in ihrer historischen Besonderheit ernst zu nehmen und sie, wenigstens andeutungsweise, mit anderen, ähnlich gearteten literarhistorischen Situationen zu vergleichen (bes. Kap. VI und Kap. VIII). Insgesamt aber tritt das literarhistorische Anliegen zurück hinter ein lektürepragmatisches und

lektüre s y s t e m a t i s c h e s . Darum hätte dieses Buch im Grunde ähnlich geschrieben werden können beispielsweise anhand von Petrons ›Satyricon‹ oder Chaucers ›Canterbury Tales‹. Es ist analytisch auf eine sehr allgemeine, wenn nicht universale poetische Struktur, interpretatorisch auf deren rezeptionsästhetischen Effekt und theoretisch auf die Beobachtung dieses Prozesses gerichtet. Aus dieser ›synchronistischen‹ Schwerpunktsetzung glaubte ich auch die Lizenz ableiten zu dürfen, den ›Tristan‹ zumindest punktuell mit Formationen zu vergleichen, die generisch und/oder historisch denkbar weit vom höfischen Erzählen um 1200 entfernt sind, zum Beispiel eben mit dem ›Rosenkavalier‹ oder mit Filmen des späteren 20. oder 21. Jahrhunderts.

Gottfrieds Text lese ich in der Ausgabe von Reinhold Bechstein, die Peter Ganz in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts neu aufgelegt hat. Gegenüber den latent anmaßenden, aber editionsphilologisch enttäuschenden Ausgaben von Marold und Ranke – Welch letzterer sich so gut wie alle heute üblichen Editionen mehr oder weniger verpflichtet wissen – zeichnet sich die bechsteinsche Ausgabe dadurch aus, dass sie aus ihren Unzulänglichkeiten keinen Hehl macht. Der Vergleich der verfügbaren Ausgaben zeigt freilich, dass ihre Texte ohnehin nur sehr geringfügig differieren, was sich kaum anders als über eine – selbst für einen höfischen Roman – ausnehmend stabile Überlieferung erklären lässt. Auch die Vorstudien von Frank Schäfer und Tomas Tomasek zu der in Münster unter der Leitung des Letztgenannten vorbereiteten, seit mehr als 200 Jahren überfälligen Neuausgabe weisen in diese Richtung, desgleichen die (für das Münstersche Projekt wichtigen) stemmatologischen Beobachtungen von René Wetzel. All diese Befunde passen nicht schlecht zu jener literarhistorischen Sonderstellung, die man dem ›Tristan‹ gemeinhin zuschreibt und an der auch dieses Buch nicht rütteln wird. Natürlich ist es legitim, sich für die Überlieferungsschicksale des ›Tristan‹ bis in die Frühe Neuzeit hinein zu interessieren. Hier aber geht es um den Text Gottfrieds, so gut wir ihn heute greifen können.



Seit ich an diesem Buch sitze, treibt mich der Gedanke um, ob ich damit offene Türen ein- oder gegen Betonwände anrennen werde. Ich habe seither keine raisonnable Antwort auf diese mir ständig mitlaufende Frage gefunden, und je nachdem, mit wem ich darüber sprechen konnte, welche Forschungsbeiträge ich las, schien mir das eine oder das andere gerade wahrscheinlicher zu sein.

Vielleicht wird die Sache auch davon abhängen, an welche Leser das Buch gerät.

Danken möchte ich jenen, denen ich schon vor seiner Publikation Entwürfe des Buches – teils in größeren Stücken, teils auch zur Gänze – zeigen und mit denen ich über meine Gedanken zum ›Tristan‹ und zum Realismus reden durfte. Das sind Constanza Cordoni, Sonja Glauch, Jan Hon, Simone Leidinger, Dietmar Peschel, Lea Pöschik und Christiane Witthöft. Ein großes Dankeschön geht an Susanne Franzkeit vom Schwabe-Verlag, die – weil oder obwohl selbst eine ›Tristan‹-Begeisterte – das Buch ohne zu zögern in ihr Verlagsprogramm aufgenommen und mir alle Freiheiten gegeben hat, die man sich als Autor wünschen darf. Für unkomplizierte und prompte Unterstützung bei der Herstellung gilt mein Dank Sebastian Schmitt; für die Gewährung eines Druckkostenzuschusses dem Universitätsbund Erlangen-Nürnberg e. V. sowie der Luise Prell Stiftung an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg.

In besonderem Maße beigetragen zu diesem Buch hat Elisabeth Lamplmayr-Kragl. Dass ich in den Gesprächen mit ihr – über den ›Tristan‹, den ›Rosenkavalier‹ im Speziellen, vor allem über das realistische Erzählen im Allgemeinen – den persistenten Eindruck gewinnen musste, gegen meine eigenen Gegenstände schwerhörig und kurzsichtig zu sein, damit will ich gerne leben.

Weihen, im Spätsommer 2018

F. K.



Inhalt

I. Gottfrieds Ironie: Morolds Wappnung und die Brautwerbung um Isolde	1
1. Vom Ernst der strukturalistischen Narratologie	1
2. Die Schärfe von Morolds Waffen	6
3. Werbung für Brautwerbung	13
4. Ironie und tiefere Bedeutung	28
II. Sich-Verlieben: Riwalin und Blanscheflur	35
1. Georgette, Joseph und die Kunst des Liebe-Machens	35
2. Riwalin, Blanscheflur und der Aufschub des Unausweichlichen	40
3. Der freie Vogel fängt den Leim	50
4. Ein komischer Ernst	57
III. Macht und Politik: Morgan	65
1. Ein Muster an Hofpolitik: ›Lanzelet‹	65
2. Eckdaten eines Konflikts	69
3. Das Erbe eines Emporkömmlings	71
4. Feudalität und Familia: Tristan gegen Morgan	82
5. Ideoneität: Herrschaftserwerb und der Fluch des Erfolgs	90
5.1 Tristans Väter	90
5.2 Tristans Zerrissenheit	98
6. <i>linge</i> und <i>leit</i>	104
IV. Gottes und des Menschen Recht: Die Ordalien	111
1. Das ›konventionelle‹ Gottesurteil	111
2. Gott, Recht und Stärke: Tristan gegen Morold	117
3. Gottes Schuld: das glühende Eisen	130
4. Eine anthropogene Metaphysik	138
V. Über Listen: Kaufmann und Drachentöter	141
1. Listen erzählen	141
2. Eckdaten der Episode	146

3. Der reiche Kaufmann	149
4. Die Drachenzunge	151
5. Das Drachenhaupt	154
6. Der Trumpf der Isolden	159
7. Über Listen	165
8. Die Geltung des Wortes	172
VI. Tristan und Isolde: Devianz als Prinzip	179
1. Thesen zu einer historischen Realismusforschung	180
2. Die Trankliebe	225
2.1 Der Minnetrank bei Eilhart	225
2.2 Die Liebe von Tristan und Isolde bei Gottfried	232
2.3 Ein verzauberter Realismus	244
3. Den ›Tristan‹ lesen	258
3.1 (K)Ein Universalschlüssel?	258
3.2 Das Dilemma der historischen Betrachtung	264
3.3 Devianz und Defizit	270
3.4 <i>edeliu herzen</i>	275
VII. Treue, Misstrauen, Freundschaft: Brangaene	285
1. Das Problem	285
2. Eilhart	286
3. Die Saga	292
4. Gottfried	299
5. An der Schwelle zum Schwank	311
VIII. Statt eines Nachworts: Zum ›Rosenkavalier‹	317
1. Eine Burleske	319
2. Die Marschallin	322
3. Die junge Liebe	328
4. Der Ochs	339
5. Zwischen ›Mensch‹ und ›Puppe‹	346
6. Ironie und Realität	349
7. Ausblicke: Realismus, Empathie, Ästhetik	355
Anmerkungen	361
Literaturverzeichnis	399
Register	429

I. Gottfrieds Ironie:
Morolds Wappnung und
die Brautwerbung um Isolde

We can say that all truths can be undermined with the irony of contrary truths either because the universe is essentially absurd and there is no such thing as coherent truth or because man's powers of knowing are inherently and incurably limited and partial. We can imagine, on the one hand, a chaos, a disjointed heap of absurdities impervious to man's statements because finally meaningless to the noncore; and on the other hand a cosmos, an order of truth so far beyond man's powers that any attempt at formulation is vulnerable to ironic discounting. We face two radically different kinds of ironic reading, depending on which of these two grand ironic truths stands above us, laughing or weeping at our hopeless efforts to achieve final clarity.

Wayne C. Booth, *A Rhetoric of Irony*, S. 267

1. Vom Ernst der strukturalistischen Narratologie

Der ›Ernst‹ der strukturalistischen Narratologie, wie sie sich in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten gerade auch auf dem Feld der Germanistischen Mediävistik einnistet,¹ lässt sich auf zwei Grundprinzipien zurückführen.

Das eine dieser Prinzipien betrifft das Selbstverständnis der strukturalistischen Narratologie als einer ›exakten‹ Wissenschaft vom Erzählen. Es wäre müßig, dies hier *en détail* auszuführen, die üblichen Verdächtigen sind bekannt; ich erinnere nur an Genettes zentrale Analysekatogorien der Zeit, des Modus und der Stimme,² genauso gut könnte man an Stanzels Erzählsituationen³ denken. Zwar ist der narratologische Diskurs voll von kritischen Perspektiven auf diese schon etwas in die Jahre gekommenen szientifischen Kategoriengebäude, die sich daran versuchen, weniger klinische Modelle für

das Erzählen zu entwickeln;⁴ terminologisch rasten aber vornehmlich die ›exakten‹ Entwürfe – die oft (wie bei Gérard Genette oder Wayne C. Booth) erst in der Sekundärverwertung zu solchen werden – ein, dann aber umso fester, und anders als die reflexiven Modelle werden sie schnell schulbildend.

Wer sich erzählenden Texten mit solchem begrifflich-analytischen Inventar nähert, wessen Ambition besteht in der präzisen terminologischen Klassifizierung und Kategorisierung erzählenden Tuns, duldet kein Ungefährs. Ambitioniert ist dieser Zugriff auf Literatur deshalb, weil die Kleinmaschigkeit des terminologischen Rasters, mit dem man der Texte Herr werden will, inzwischen eine erstaunliche und beeindruckende Komplexität angenommen hat, und wichtig ist er, weil die immer feinere Ausdifferenzierung der angelegten Kriterien den analytischen Blick ganzer Generationen von Literaturwissenschaftlern geschult hat. Dennoch läuft, wer Texte auf diese Weise seziert, immer auch Gefahr, das dichte poetische Gewebe gegen den Fadenlauf zu zerschneiden.

Besonders instruktiv scheinen mir die diversen Studien zur ›Fokalisierung‹ zu sein, die sich auch auf dem Gebiet des mittelalterlichen Romans ausgebreitet haben.⁵ Sie sind aufschlussreich, weil sie eine paradoxe hermeneutische Bewegung ausführen: Indem sie fragen, durch wessen Augen eine Geschichte geschaut wird, zielen sie auf höchst diffizile Erzählphänomene, deren Erfassung und Beschreibung massiv lektürebedingt sind. Doch just diese sensiblen, beobachterabhängigen Strukturen werden dann in bisweilen klobige, scheinobjektive terminologische Formen gegossen, wobei nicht nur die Spezifik der Texte Federn lässt, sondern auch der Lektüreprozess neutralisiert wird. Eine hermeneutische Bewegung, die dermaßen auf den Punkt gebracht wird, verfällt in Stillstand.

Diese Arretierung von Struktur-Sinn ist es, die – über das Phänomen der Fokalisierung hinaus – die gleichsam streng narratologische Beschreibung poetischer Texte zu einer ungelenken und ernsten macht. Ungelenk ist sie, weil sie der konkreten poetischen Gestalt immerzu hinterherhinkt. Ernst ist sie, weil die Einrastung des interpretatorischen Vorgangs in der scheinbar objektiven narratologischen Begrifflichkeit die Suggestion nährt, hier würden harte analytische Fakten produziert – ganz als handelte es sich nicht um Lektüreergebnisse, sondern um unverbrüchliche philologische Wahrheiten. Wer sich dieser Suggestion hingibt, irritiert das poetische Spiel.

Das andere ›ernsthafte‹ Prinzip einer strukturalistischen Narratologie hat zu tun nicht mit der Logik der Analyse, sondern mit jener, die man im analy-

tischen (i. e. hermeneutischen) Akt den Texten zubilligt (um nicht zu sagen: unterstellt). Die Rede ist von den konkreten Narrato-Logiken literarischer Texte, in erster Linie von der Motivationsstruktur von Erzähltexten. Man möchte doch meinen, dass dies ein primäres Anliegen jedes narratologischen Zugriffs sein müsste, sind es doch diese Strukturen, die einen Erzähltext zusammenhalten (oder eben auch nicht). Wann etwas auf welche Weise und wie geschieht, ist für Handlungen schlechterdings essentiell. Dennoch scheint es, als mache die strukturalistische Narratologie gerade um diese zentralen Belange einen mittelweiten Bogen. Im Vergleich zu den eingangs genannten Strukturen – Zeit, Modus, Erzählhaltung usw. – fristet die ›eigentliche‹ Erzähllogik eine Art narratologisches Nischendasein, und wo sie dann doch in den Blick gerät, sind die methodischen Annäherungen kurzatmig. So wird etwa unterscheiden zwischen kausaler Motivation (von vorne) oder finaler (von hinten) – warum aber diese Handlung jene begründet, weshalb eine Figur tut, was sie tut, was sie antreibt, bleibt weitestgehend außen vor; als müsste man sich über Selbstverständlichkeiten erst gar nicht verständigen.⁶ Die Beispiele der Einführungen sind entsprechend kompromisslos gewählt: Tod aus Trauer, Rache, eine Handlungslinie, die final auf Gott als Weltenlenker hingespant ist, alle von einer klinischen Präzision, Beispielfälle, wie sie auf freier Erzählbahn kaum je begegnen.⁷ Eine feiner schattierte Motivationslogik hingegen, die sich nicht mit solchen reduktionsstufigen Mustern einfangen lässt, droht durch den analytischen Rost zu fallen.

Indem die strukturalistische Narratologie die motivationslogisch labilen Stellen von Erzählwelten latent ausblendet, hält sie sich genau jene – wiewohl konstitutiven – Unwägbarkeiten handelnder Figuren vom Leib, deren Unberechenbarkeit keine analytische Pointierung oder Systematisierung erträgt. Dass in Erzählungen Menschen-ähnliche Figuren (und seien es Tiere) handeln, dass sie von Menschen erzählt werden und dass Erzählungen damit auch nur versteht, wer menschliches Handeln und Sprachhandeln samt all seiner formallogischen Defizite und Deformationen in Kauf zu nehmen gewillt ist und wer akzeptiert, dass mithin weder Leben noch Erzählen stets stringenten formalen Logiken gehorcht: dies ist ein neuralgischer Punkt all jener narratologischen Entwürfe, die der Vorstellung stimmiger, schlüssiger, kohärenter Erzählverläufe nachhängen, die man scheinbar auch erfassen kann, ohne sie zu verstehen. Indem komplexe psychische Vorgänge selten problematisiert oder modelliert werden – nicht zufällig ist Psychologisierung in der Literaturwissenschaft der vergangenen Jahrzehnte zum ungeliebten Zaungast an

der Grenze zum Feuilleton verkommen,⁸ und nicht zufällig gibt es erst in jüngster Zeit wieder verstärkt mediävistische Studien zur literarischen Figur⁹ –, entstehen narratologische Handlungsmodelle, die manchmal nur noch ein Zerrbild denkbarer Erzählverläufe darstellen. Gestalt geworden sind sie in Form abstrakter Erzählschemata, deren knöcherne Faktur sich zu gleichsam lebendigen Erzählungen verhält wie ein Organismus zu seinem Skelett. Wer wissen möchte, wie jener gebaut ist, wird dieses mit Gewinn anschauen. Wer aber verstehen möchte, wie jener funktioniert, wird aus diesem wenig lernen. Die Metapher zeigt auch an, dass (wie schon gesagt) die analytischen Leistungen einer strukturalistischen Narratologie wichtige und wesentliche sind; dass sie aber, das Bild fortgeführt, durchaus keinen anatomischen Universal Schlüssel bereithält.

Der Ernst dieser nach wie vor dominanten Sparte der Narratologie, von dem bislang die Rede war, ist nicht Gegenbegriff zu Jux und Schabernack. Vielmehr ist es eine wissenschaftliche Ernsthaftigkeit, eine gleichsam naturwissenschaftliche Seriosität, die sich die – wohlgemerkt: strukturalistische – Narratologie auf ihre Fahnen geheftet hat. Dass dies auch mit fachpolitischen Legitimationsstrategien zu tun hat, steht dahin. Die vermeintliche Objektivität der narratologischen Betrachtung verspricht klare Verhältnisse, stabile Resultate. Dieser Ernst siedelt auf der Ebene narratologischer Anschauung.

Dass diese methodische Seriosität aber ihrerseits erkleckliche Schwierigkeiten hat, jenen nicht länger methodischen, sondern gegenständlichen Unernst zu erfassen und zu begreifen, der ihr aus literarischen Erzähltexten entgegenschlagen kann, liegt auf der Hand. Wenn die Texte schelmisch, ihre Erzähler unverlässlich, die Figuren undurchschaubar, deren Handlungen dunkel werden, wenn das Erzählen nicht mehr selbst-bedeutsam, sondern ironisch gebrochen ist, wenn also die Texte nicht auf die festen narratologischen Kategorien und Raster ansprechen, dann stößt das harte strukturalistische Instrumentarium an weiche Grenzen. Dies muss kein Vorwurf sein: Es ist ja gar nicht dafür gemacht, Kippeffekte, ›Ungefährlichkeiten‹, Doppelsinne, Witz und Ironie, all diese Paradoxa und Aporien zu beschreiben, zumal es mit seinem Hang zur hermeneutischen Arretierung genau jener flüchtigen Bewegung Einhalt gebietet, die diesen erzählerischen Unernst ausmacht.

Man hat sich bemüht, auch für diese Fälle eine narratologische Terminologie zu finden: unzuverlässige Erzähler, denen man nicht glauben darf,¹⁰ freie Motive, die – narratologisch quasi wertlos – nur noch einem unfassbaren poetischen Überschuss dienen.¹¹ Das dämmt freilich lediglich die Irritation, weil

dahinter doch nur schwach verborgen die Überzeugung lauert, dass man am Ende doch weiß, was der Fall ist, wer zuverlässig und wer unzuverlässig, welches Motiv frei, welches gebunden. Alleine, wer wann wo zuverlässig spricht oder nicht, eine Figur, ein Erzähler, welche Motive frei, welche verknüpft sind, das will erst einmal gewusst werden, sodass diese Versuche, das Vage, Ungenaue, Unernstes doch noch in den strukturalistischen Griff zu bekommen, nur umso deutlicher ausstellen, dass diese Phänomene einer ›strengen‹, strukturalistisch-narratologischen Analyse *stricto sensu* unbegreiflich sind.

Das adressierte Problem ist ein grundsätzliches. Ich meine allerdings, dass es – über die grundsätzliche Problematik hinaus – Fälle gibt, die sich aus heutiger Perspektive wie ein literarisches Vexierspiel mit den eben umrissenen Rastern und Kategorien ausnehmen, freilich ohne dass man sie deshalb für literaturtheoretische Manifeste ansehen müsste. Einen solchen Fall will ich mit dem ›Tristan‹ Gottfrieds von Straßburg zum Gegenstand dieses Buches machen. Er ist Phänomen eines Erzählens, das narrative Ordnungen, wie sie einer ›ernsten‹ Narratologie zupass kämen, installiert, diese Ordnungen aber im selben Zuge unterläuft, und dies auf eine so intrikate Weise, dass noch nicht einmal die Unterwanderung des narrativen *ordo* der Analyse jenen Halt zu geben vermag, den die strukturalistische Erzähltheorie sucht.

Mittel zum Zweck sind dabei Operationen – Gedankenfiguren –, die an einer rhetorischen Figur der Sprachoberfläche – jener der Ironie – geschult scheinen, dann aber tief ins konzeptionelle Geflecht des Erzählens reichen. Gottfrieds Ironie siedelt auf (mindestens) zwei Ebenen, insofern er ›seine‹ Ironie sowohl punktuell, auf sprachlicher, als auch, weit ausgreifend, auf Handlungsebene – vor allem jener der Motivationslogik¹² – installiert und damit eine profunde Verunsicherung narrativen Sinns zeitigt. Wie er dies tut, sei in diesem einleitenden Kapitel an zwei Beispielen aus dem ›Tristan‹ erläutert, bei denen es nicht nur darauf ankommt, jene Ironie plastisch zu illustrieren, von der eben die Rede war, sondern auch die eigentümliche Parallelität zwischen sprachlich-rhetorischer und narrativ-motivationslogischer Konzeption zu beschreiben, die diesen Text samt seinem Publikum jenem semantischen Strudel aussetzt, aus dem es, einmal darin befangen, kein Entrinnen gibt.

2. Die Schärfe von Morolds Waffen

Ironie ist ein literaturwissenschaftliches Reizwort. Ich will versuchen, die automatisch sich einstellende Skepsis wenigstens zum kleineren Teil zu mindern, indem ich eingangs darlege, was ich mit gottfriedscher Ironie meine. Ich nehme den Ausgang beim rhetorischen Akt, um daran den Begriff zu schärfen. Inwieweit das so umrissene Ideologem auch motivationslogisch produktiv (um nicht zu sagen: kontraproduktiv) wird, sei in einem zweiten Schritt vorgeschlagen.

Dass mein Begriff von Gottfrieds Ironie ein heute an den Text herangetragen bzw. ein für die analytische Beschreibung dieses Textes entworfener ist, sei deutlich gesagt. Mittelalterliche¹³ oder auch frühneuzeitliche Konzepte von Ironie¹⁴, die ganz nahe am engen rhetorischen Begriff bleiben, haben mit dem, was im Folgenden Ironie genannt wird, wenig zu tun. Ich will darum hier auch nicht weiter auf »die verbreitete Meinung von der mittelalterlichen Ironieferne«¹⁵ eingehen. Wie weit diese Ansicht an den tatsächlichen Verhältnissen vorbeizieht, haben Gerd Althoff und Christel Meier – in erster Linie an Beispielen aus dem Zuständigkeitsbereich von Historie und Mittellatein – penibel gezeigt, und ausführlicher, als ich dies in diesem Rahmen vermöchte.¹⁶ Es wäre zu wünschen, dass Ähnliches auch auf dem Gebiet der Altgermanistik geleistet würde. Die umfangreiche Sammlung von Dennis H. Green¹⁷ zeigt an, dass das Phänomen Ironie im romanhaften Erzählen des Mittelalters omnipräsent ist, wenn auch eine Auswertung der Sammlung vom scholastisch-eklektizistischen Gestus des Buches und seiner weitgehenden Verweigerung methodisch-theoretischer Reflexion erheblich erschwert wird.

Angemerkt sei außerdem, dass es in den folgenden Absätzen weder darum geht, das Phänomen Ironie auch nur irgend vollständig zu umreißen, noch darum, Ironie im Mittelalter zu bestimmen. Ziel der Ausführungen ist alleine, jene Subspezies der Ironie zu illustrieren, die ich in den restlichen Kapiteln dieses Buches als analytisches Konzept benutze. Im Übrigen sei verwiesen auf die allgemeinen Darstellungen.¹⁸ Die Arbeiten – die nur einen Querschnitt durch die dicht besetzte Forschungslandschaft darstellen – lassen unschwer erkennen, dass sowowhl die partikulare Vielfalt des Phänomens Ironie¹⁹ als auch seine schillernde Unfasslichkeit es weder sinnvoll noch möglich erscheinen lässt, von der Ironie zu sprechen oder alle möglichen verschiedenen Ironiebegriffe gewaltsam unter ein zentrales Obdach zu bekommen.²⁰ Auch deshalb genüge es hier, jene Form der Ironie aus- und vorzustellen, die mir der Arbeit am ›Tristan‹ gemäß zu sein scheint.

Zum Beginn also eine kleine, unscheinbare Textstelle, eine, wie ich finde, heimliche rhetorische Perle. Wir stehen unmittelbar vor dem Kampf Tristans gegen Morold; dass man einander bekämpfen will, und dies im Zweikampf,

ist eben ausgemacht, nun gilt es, die Kämpfer zu schildern. Zu Morold und seiner Wappnung liest man:

Morolt fuor wâfenen sich.
 mit des gewæfene wil ich
 noch mit sîner sterke
 mînes herzen merke
 noch mînes sinnes spitze sehe
 mit nâhe merkender spehe
 niht stumpfen noch lesten,
 sô dicke als er zem besten
 an rehter manheit ist gezalt:
 diu zal von ime ist manicvalt,
 daz er an muote, an græze, an kraft
 ze vollekomenen ritterschaft
 daz lop in allen rîchen truoc. (6505–6517)

Die Stelle ist merkwürdig – nicht zuletzt auch deshalb, weil Gottfried wenig später eine ausladende Schilderung von Tristans Wappnung einschaltet, die nicht nur die *qua* Literaturexkurs übergangene Schwertleitenpracht gleichsam nachträgt, sondern die diese wenigen Verse zu Morold armselig wirken lässt.²¹ Schon diese Kontextualisierung mag die Behauptung konterkarieren, dass Morold hinsichtlich seines *muotes*, seiner *græze* und seiner *krefte*, in jeder Hinsicht also, ein vollkommener, allenthalben gepriesener Ritter war. Doch nicht nur das: Auffällig ist, noch mehr, die Terminologie, derer sich Gottfried bedient, um das deskriptive Problem – Morold angemessen zu beschreiben – in Szene zu setzen. Ich versuche eine Übersetzung des ersten, schwierigen Teils:

Morold fuhr sich wappnen. Doch weder mit seinen Waffen noch mit seiner Stärke will ich weder die Konzentration meines Herzens noch die Scharfsichtigkeit meines Verstandes mit genau konzentriertem Zusehen weder abstumpfen noch behelligen, wo er doch so oft schon in Sachen aufrichtiger Tapferkeit zum Besten erklärt wurde:

Was heißt das eigentlich? Der Oberflächensinn ist deutlich: Sich an dieses abgedroschene Thema heranzuwagen, würde nicht lohnen. Konzentration und Scharfsinn des Erzählers würden von der Hingabe an diese poetische Pflichtübung stumpf werden, man würde sie (und also ihn) damit nur aufhalten und belästigen.

Jedoch, es ist nicht irgendeine Schilderung, die den spitzen Verstand zu einem stumpfen machen würde; es ist die Schilderung einer Bewaffnung, die Schilderung von – denkt man von Tristans späterer Wappnung her – Rüstung, Schild, aber auch Schwert, Lanze und dergleichen: die Schilderung von spitzen, gefährlich spitzen Gegenständen. Dies jedenfalls ist ein Assoziationsraum, der vom Text geöffnet wird, wenn er zuerst von Waffen, dann vom ›spitzen‹ Verstand, der ›abstumpfen‹ kann, spricht, denn ›spitz‹ können bestimmte Waffen sein, und ›stumpf‹ können sie werden. Es ist charakteristisch für den ›Tristan‹, dass er niemanden dazu nötigt, einen solchen Assoziationsraum zu betreten, dass er die Türen aber doch und gleichsam zur Hälfte geöffnet hält.

Etabliert wird, wenn man sich in diesen Raum begibt, eine Parallelführung von metaphorischer und Handlungs- bzw. Beschreibungsebene – von Verstand und Auffassungsgabe des Erzählers und Morolds Waffen –, was die bewusste Distanznahme des Nicht-Beschreibens sprachlich unterläuft. Ist es dort die Spreizung zwischen erzählerischer Raffinesse und Plumpheit des Themas, steht hier die erzählerische Spitzfindigkeit und Auffassungsgabe neben der bzw. gegen die spitze Exzellenz von Morolds Wappnung und seine Kraft. Man kann dies nun in verschiedene Richtungen weiter denken, etwa dergestalt, dass der Erzähler jene Waffen, die zu schildern ihm zu fade ist, deshalb nicht beschreibt, weil sein stumpfer Verstand auch den Waffen ihre Spitze raubte, also die Spitze der Waffen dem Verstand seine Spitzfindigkeit abkaufte; oder weil Gottfrieds *nâhe merkende spehe* die Waffen Morolds und dessen Tapferkeit als durch und durch mittelmäßig, von gar nicht außergewöhnlicher Spitze, erwies, was dann natürlich dem spitzen Verstand des Erzählers abträglich wäre, ihn sozusagen stumpf werden ließe.²² Einmal sind die Waffen dem Verstand zu spitz, einmal ist dieser ihnen (wie man neuhochdeutsch sagen würde) zu scharf, in jedem Fall rücken sie, ganz gegen die nachstehende Distanzierung, bildlogisch eng zusammen.

Die Kippstelle zwischen den argumentationslogischen und den metaphologischen Lesarten lässt sich grammatikalisch bestimmen: Die Aussage, dass das Erzähler-Ich weder *sînes herzen merke* noch *sînes sinnes spitze sehe* abstumpfen oder überhaupt damit behelligen wolle, dass es von Morolds Wappnung erzählt, wird von unten her damit begründet, dass man dies schon oft – zu oft – getan habe; *mit des gewaefene* und *mit sîner sterke* benennt bei dieser Lektüre schlicht den Gegenstand, mit dem man sich befassen könnte, mit dem sich der Erzähler aber nicht befassen will. Die (ich bleibe nun beim neuhochdeutschen Äquivalent) ›Schärfe‹ des Verstandes und jene der Waffen

interagieren bei dieser flachen Lektüre nicht. Wer hingegen den Satz ›von oben‹ liest, wird versucht sein, in *mit des gewaefene* und *mit sîner sterke* genau jenes Instrument umschrieben zu sehen, das – würde man sich ihm widmen – des *herzen merke* und des *sinnes spitze sehe* in einer sprachbildlichen Tjoste zu verstumpfen imstande ist, entweder weil die unermessliche Schärfe der Waffen die mäßige Schärfe des Verstandes austicht, oder weil der scharfe Verstand bei genauestem Zusehen nichts als stumpfe Waffen vorfände, seiner Scharfsichtigkeit unangemessen. Dass viele davon erzählt haben, wäre dann nur noch ein nachgeschobener, zweiter Grund, im Neuhochdeutschen würde man den Nachsatz mit ›zumal‹ einleiten. Einmal also verstumpft der Verstand anhand von Morolds Wappnung und seiner Stärke, weil viele schon davon erzählt haben; einmal verstumpft er an Morolds Wappnung und Stärke – zumal auch viele davon zu erzählen wussten.

Wer will, kann diese beiden Lesarten versuchsweise in Relation zueinander setzen, etwa nach dem Muster: Was die Beschreibung (aufgrund seiner zu großen oder zu geringen Schärfe) abstumpft, Morolds Waffen und der Krieger Morold, droht seinerseits angesichts all der stumpfsinnigen Beschreibungen seine ganze Schärfe zu verlieren, sodass die *manicvalte zal*, die es darüber bereits gibt, einmal inflationäres Gerede ist, einmal aber unerreichtes Vorbild. Man würde damit die knappe Stelle weiter gedacht haben, als Gottfried sie formulieren wollte. Doch darauf, welcher Sinn hier vermeintlich transportiert werden sollte, kommt es nicht an. Entscheidend ist die gedankliche Figur, die hier in dichtester Syntax gefeiert wird. Sie baut auf dem Prinzip des Gegensatzes, indem immer wieder eine Aussage in ihr Gegenteil kippt, ohne dass dieses Kippen den Ausgangszustand deutlich überschreibe, sodass am Ende eine Simultaneität unlösbarer Widersprüche zu gelten scheint, wie sie formallogisch unmöglich zu denken, nur sprach-logisch zu sagen ist.

Die Pointe der Passage mag sein, dass das eigentliche Anliegen von diesem syntaktischen Verwirrspiel gar nicht betroffen ist: Vordergründig geht es ja schlicht darum, dass der Erzähler weder Morold selbst noch seine Wappnung schildern möchte. Dies wird behauptet, und so geschieht es.²³ Erst als es darum geht, diese Entscheidung zu begründen, wird die argumentative Logik – in diesem Fall: durch einen perfiden metaphorologischen Kontrapunkt – instabil. Denn die Gründe, die genannt werden, überlagern und widersprechen einander: Es ist doch etwas ganz anderes, ob Gottfried den Gegenstand meidet, um nicht in eine stumpfsinnige, abgedroschene *descriptio* zu verfallen (die – dies wäre die nächste Perfidie – nach allem, was man

über die Tristan-Tradition wissen kann, abgedroschen gar nicht wäre); ob er die Schärfe seines Verstandes schont, indem er ihm den Kontakt mit den allerschärfsten Gegenständen erspart; oder, nochmals anders gedacht, ob er die Schärfe seines Verstandes nicht mit – genau besehen – ziemlich stumpfen Gegenständen vergeuden möchte. Diese drei Lektüren – und weitere ließen sich, bei noch längerem Grübeln, finden – stehen nicht nur nebeneinander, sie konfliktieren auch akut. Evident ist dies bei Variante zwei und drei, die beide auf die metaphorische Interaktion der ›Schärfe‹ des Verstandes mit jener von Waffen setzen: Einmal sind Morolds Tapferkeit und seine Ausrüstung prächtig, einmal sind sie mickrig – was im Übrigen eine ungemein hintersinnige Volte gegen Tristans Kontrahenten ist (die dann, ich sagte es schon, ausgebaut würde dadurch, dass genau dieser Erzähler die Wappnung Tristans später durchaus und durchaus extensiv in Szene setzt). Doch auch die metaphorisch desinteressierte Variante eins konterkariert die metaphorische Variante zwei: Die Vorstellung von einem ›scharfen‹ Gegenstand, der den ›spitzfindigsten‹ Verstand noch überfordert und doch längst von zahlloser Behandlung abgestumpft ist, ist schlechterdings absurd.

Es ist diese Gegensätzlichkeit, die mich dazu bringt, in Fällen wie diesem von Ironie zu sprechen. Ironisch kann man die Simultaneität von argumentativer Distanzierung des Gegenstands vom Erzählen und deren metaphorischer Überblendung dann nennen, wenn man Ironie – ganz schulrhetorisch²⁴ – begreift als jenen Tropus, der eine Aussage in ihr Gegenteil kippen lässt, im Kippen aber die ursprüngliche Aussage in ihren Umrissen eigentümlich präsent hält: »in die Darstellung des von der Norm Abweichenden ist die Norm ja miteinbezogen«²⁵. Dieses Präsenthalten ist wesentlich. Es vergleicht sich dem Nachgeschmack des Hauptgangs beim Dessert, dem hellen Bild, dessen Konturen dem Auge noch einige Momente lang als Blendschatten erhalten bleiben, wenn man den Blick längst anderem zugewandt hat, oder der Metapher, die beim Sprung ins Übertragene keineswegs alle Semantik des Eigentlichen zurücklässt.²⁶

Das Grundprinzip – und nur auf dieses kommt es hier an²⁷ – ist dieses: Sinn wird verkehrt, bleibt aber in der verkehrten Spiegelung sichtbar, und bleibt dies desto mehr, je undeutlicher der ironische Gestus ist, weil so das ›eigentliche‹ Verstehen immer als Potentialis erhalten ist und das ironisch Gemeinte – als schiere Negativierung dieses Eigentlichen, ganz und gar unsubstanziell – auffallend unbestimmt bleibt (denn zu jedem Eigentlichen gibt es mehrere Gegenteile).²⁸

Einige schöne mittelalterliche Beispiele dafür (die natürlich, wiederum, im Einzelnen anders funktionieren als die oben gegebenen) hat Christel Meier unter der Rubrik »Ironien der Heilsgeschichte« gesammelt. Schon die mittelalterlichen »Exegeten beschrieben diese Ironie [d. h. die Ironie jener, die im evangelikalen Geschehen Jesus verspotten] und zeigten auch, dass für das richtige Verständnis diese Rede- und Handlungsironie in einem höheren Ernst aufgehoben wurde: Zum Beispiel war der als König verspottete Jesus tatsächlich der Weltenkönig.«²⁹ Im selben Buch weist Gerd Althoff darauf hin, dass diese Labilität der Ironie als politisch-argumentative Strategie nutzbar war (und gewiss noch ist): »Der Einsatz von Ironie scheint nicht zuletzt deshalb ein erfolgreiches Mittel in agonalen Situationen gewesen zu sein, weil ironische Äußerungen wohl nicht als Beleidigungen aufgefasst werden konnten, die einen legitimen Anlass zur Anwendung von Gewalt darstellten. Vielmehr musste man gute Miene zum bösen Spiel machen, wenn man zur Zielscheibe ironischer Bemerkungen wurde.«³⁰

Verstärkt gilt dieses Grundprinzip für, wie Susanne Köbele es nennt, »literarische Ironie«, die sich dieses intrikate Widerspiel des gesagten Eigentlichen und des gemeinten Gegensätzlichen zum Thema macht. »Ironie schillert dann, wenn die Spannung zwischen den Ebenen ›gesagt‹ – ›gemeint‹ wichtiger, textbestimmender ist als das eigentlich Gemeinte.«³¹ Je plumper hingegen die Ironie, desto schwächer ist diese Sichtbarkeit. Wayne C. Booth hat dieses Widerspiel als Spannweite zwischen ›stabiler‹ und ›unstabiler‹ Ironie beschrieben und sich daran versucht, die Extreme und ihre Zwischenstufen möglichst fein auflösend darzustellen.³²

Dass Ironie kein Phänomen ist, das seinen Grund in der Sache – also im Text – selbst hat, sondern dass es vielleicht einer autorisierenden, produzierenden Instanz, in jedem Fall aber eines Rezipienten bedarf, in dessen Blick Ironie überhaupt erst entsteht, dass also Ironie immer und intensiver als andere rhetorische Figuren *in the eye of the beholder* ist, gerade weil es sich dabei um eine Gedankenfigur handelt, scheint mir ausgemacht. Damit sie wahrgenommen werden kann, braucht es Signale, Ironiesignale, die ein Dichter (oder wer auch immer) vielleicht mit Absicht, vielleicht auch unabsichtlich setzt, die vielleicht auch erst in der Artikulation oder *performance* zur Geltung kommen, auf die aber der Rezipient unbedingt ansprechen muss, damit Ironie funktioniert. Das Eigentümliche daran ist, dass Ironie sich niemandem aufzwingt. Wer auf die Signale nicht reagiert, nimmt die Aussagen eben für bare Münze.

Charakteristisch für Gottfrieds ›Tristan‹ scheint mir zu sein, dass die Signale, die auf seine Ironie hindeuten, labil gesetzt, schwerer zu hören sind: Im obigen Beispiel sind es die metaphorischen Überblendungen der ›Schärfe‹

des Verstandes mit der eben nicht genannten Schärfe von Morolds Waffen, ist es die *nâhe merkende spehe*, die als redundantes Element des Satzes (der scharfe Verstand, der genau zusieht) Gefahr läuft, semantisch überschüssig zu werden (wenn der scharfe Verstand ganz genau zusieht, dann . . .), ist es, ganz generell, die syntaktische Verkomplizierung, sind es die ständigen leisen argumentativen oder bildlogischen Reibungen wie jene vom einzigartig abgedroschenen Gegenstand, die Gottfrieds Passage unter Ironieverdacht stellen. So schwach sind die Signale, dass man oftmals gar nicht zu sagen weiß, ob eine Stelle denn nun ironisch zu lesen wäre, ob man sie – die Autorität des Dichters außen vor gelassen – ironisch lesen könnte, bis zu welchem Grad die Signale greifbar vorhanden sind, bis zu welchem man sie sich schlicht einbildet. Mit Wayne C. Booth müsste man diese Ironie »covert« (Labilität des ironischen Effekts), »unstable« (nämlich in ihrer kommunikativen und semantischen Qualität, in ihrem Verständnis) und »infinite« (der ironische Prozess kommt an kein definiertes Ende) nennen.³³

Gerade diese tiefgreifende ironische Unsicherheit macht die poetische Subtilität des ›Tristan‹ aus, sodass man über fast alle jener dutzenden und aberdutzenden Stellen, an denen Gottfrieds Ironie durchschlägt und aus denen ich nur eine auswählen konnte, streiten könnte. Alleine, dieser Streit selbst wäre der schlagendste Beweis für das, was ich andeuten wollte: dass nämlich der ›Tristan‹ nicht nur – ein Gemeinplatz der Forschung – ein hochrhetorischer³⁴, sondern auch ein im eben skizzierten, rhetorischen Sinne tiefironischer Roman ist.

Diese Beobachtung wurde in der Forschung immer wieder gemacht, meist jedoch ohne systematisches Interesse an dieser ironischen Eigenart.³⁵ Es mag am »Heiterkeitsdefizit« liegen, das Otfried Ehrismann in seinem Abriss der ›Tristan‹-Forschungsgeschichte für die (deutsche) Forschung konstatiert,³⁶ dass die Ironie des ›Tristan‹ *in extenso* nur selten Thema wurde. Zu nennen sind in erster Linie die (wohl nicht zufällig) englischsprachigen Dissertationen von Ruth Goldschmidt Kunzer und Rolf C. Hornung.³⁷ Beide freilich haften ganz an der Textoberfläche und ergehen sich in einer Auflistung solcher Textpassagen, die die Autoren für ironisch halten, ohne konzeptionell in die Tiefe vorzudringen; die Gottfried eigene Flüchtigkeit der Ironie, die nahezu den gesamten Text in einem Schwebezustand zwischen Ironie und Ernst befangen hält, wird dadurch systematisch übersehen.³⁸ Die beiden Studien wurden wohl darum auch von der übrigen Forschung kaum wahrgenommen. Dasselbe gilt für die nach wie vor eigentlich grundlegende, aber schwer zugängliche weil ungedruckte Dissertation von Ilse Clausen, die Gottfrieds Ironie ein eigenes Großkapitel widmet³⁹ und die »ironische Erzählhaltung« des ›Tristan‹ als charakteristisch für Gottfrieds »Weltanschauung«

überhaupt begreift (bes. S. 154–157, 198f. u. ö.). Sie konzentriert sich auf das rhetorische Phänomen (S. 152–181), streift mit Ironie im »sprachlichen Makrotext« (S. 181–190) und kontextbedingter Ironie (S. 190–200) aber auch jene Erzähltechnik, um die es in diesem Buch geht.

3. Werbung für Brautwerbung

All dies gilt – in Form einer Analogie – auch für jene gottfriedsche Ironie, die nun nicht länger auf der Ebene der Rhetorik siedelt, sondern die dicht in die erzähllogischen, motivationslogischen Strukturen des Romans eingeflochten ist. Diese Ironie regiert vor allem dort, wo die Szenen bzw. Episoden des Romans, deren makrostrukturelles ›Skelett‹ oft durchaus schematisch anmutet, mikrostrukturell von den Figuren des Romans ausgehandelt und (in einem sehr weiten Sinne) figurenpsychologisch – über das Wollen, Wünschen, Tun und Betreiben der Pro- und Antagonisten – plausibilisiert werden. Ich sage ›Analogie‹, weil sich die eben skizzierte rhetorische Ironie, die immer auf der Sprachoberfläche statthat, nicht eins zu eins als handlungsleitende Struktur reinterpretieren lässt. Es gibt allerdings, wie ich meine, derart schlagende Gemeinsamkeiten des eben beschriebenen und des nun zu beschreibenden Phänomens, dass ich dahinter ein und dieselbe Tiefenstruktur zu sehen geneigt bin. Diese wäre die Abstraktion der beschriebenen ironischen Kippfigur, die Eigentliches in Gegensätzliches verwandelt, das Eigentliche dabei schemenhaft präsent hält, und dies mit einer – rhetorisch, motivationslogisch – so sprunghaftigen Leichtfüßigkeit, dass dem Hörer oder Leser alle stabilen – axiologischen, handlungslogischen – Anhaltspunkte entgleiten.

Die narrative Seite dieser Tiefenstruktur sei an einer kurzen, vermeintlich marginalen Passage demonstriert. Sie gehört nicht zu jenen Szenen, die einem sofort in den Kopf schießen, wenn man an den ›Tristan‹ denkt, und der Forschung war sie selten untersuchungswürdig.

Zum Gegenstand einer eigenen Abhandlung hat sie James A. Schultz gemacht.⁴⁰ Auch seine Aufmerksamkeit gilt Motivationsphänomenen, doch ist sein Ziel nicht, die Motivationsstrukturen des schwierigen Brautwerbungsentschlusses bei Eilhart und Gottfried im Detail – das heißt: in all seinen Stimmigkeiten und Unstimmigkeiten – nachzuzeichnen, sondern vier verschiedene Typen narrativer Motivationslogik anhand von Beispielen aus dieser Szene zu illustrieren: *story motivation* (ein Handlungselement begründet das nächste; die Schwalbe in Eilharts ›Tristrant‹ verliert ein Haar, Marke bemerkt es, reagiert darauf), *narrator motivation* (der Erzähler expliziert narrative